Der Sonntagsgast.

Jahrgang 17. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 44.

Das alte Reiter-Pistol.

Eine seltsame Geschichte. Von Martin Beck.

Sonnige, kräftigende Tage waren es, die ich vor zehn Jahren in den Herbst-Ferien auf dem Landgute des Vaters einer meiner Freunde verlebte: Wir verbrachten die Zeit, wie es solche junge, sorglose Jahre mit sich bringen.

Dann und wann unternahmen wir einen rüstigen Ausflug in's Gebirge. Von freien, gewaltigen Höhen erfreuten wir uns gern des bunten, prächtigen Landschaftsbildes tief unter uns.

Das zeigte so eigenartige Färbungen, wie sie nur der deutsche Herbst hervorzuzaubern vermag. Von den röthlichen Porphyrfelsen unseres sturmumwehten Berges zogen sich die bunten Wälder in die Thäler nieder, in schillernd rother und rothbrauner Laubfärbung. Nur die Tannen blickten mit ihrem treuen Grün aus dem sterbensmüden Wipfelmeer empor.

Das wogte und zitterte und entblößte dabei vereinzelt schwarze Aeste wie gerungene starre Arme. Und die Sonne übergoldete es mit kühlem Glanze. Und der Wind sang seine alten Lieder in die Tiefe. Das klang so seltsam, so wehmüthig und sehnsüchtig, als weine der Wald heimlich in tiefster Seele, als klage er sich selbst sein Leid in einer Sprache, die nur er versteht.

Es war so schön auf den Bergen. Aber doch stiegen wir nur selten zu ihnen hinauf. Die meiste Zeit brachten wir mit der Jagd zu.

Die betrieben wir leidenschaftlich. Es gab so viel Hochwild in den Wäldern und Birkhühner, und weiter oben bei den Bergen in versteckten Fichtenwaldungen auch einiges Auerwild. Manchem stattlichen Hirsch und Rehbock zuliebe gingen wir unverdrossen am dämmernden, kalten Morgen und am nebeligen Abend nach irgend einem lauschigen Stand.

Der weißbärtige Gutsförster betrachtete die Kapitalstücke seines wohlgehegten Wildstandes, die wir unermüdlichen jungen Nimrode weggeschossen hatten, mit saurer Freude und lobte die Weidmannskünste der beiden Heißsporne recht ironisch, wenn wir ihn stolz vor unsere kurze und bunte, aber meistens werthvolle Strecke führten.

Heute, wo ein verständigeres Jäger-Blut in meinen Adern rinnt, bewundere ich die Nachsicht des guten Mannes. Lange schon ist er in die ewigen Jagdgründe eingegangen. Und ich denke mit Wehmuth an den treuherzigen Forstmann zurück, wenn mir unter den Geweihen in meiner Stube eines der prächtigen Exemplare aus jenen Tagen in die Augen fällt.

Seine aufrichtige Freude hatte der Alte aber an uns jungen Waidmännern bei den Hühnerjagden auf den weitgedehnten Feldern. Dabei hielt er uns immer straff an der Leine. Und wir ließen's uns gern gefallen. Denn manchmal wollten wir noch gar zu gern voreilig sein, sobald ein Volk Rebhühner aufschwirrte.

Es prickelte uns gewaltig in den Fingern. Aber ein Blick oder ein warnend erhobener Arm genügten, um uns folgsam zu machen. Wir wußten's dann schon: „Ruhig ausstreichen lassen, nicht blind in's Volk hineinschießen!", wenn er's auch nicht jedesmal sagte. Und wenn dann gegen Abend mindestens ein Hundert von Hühnern voll war, schrieb es der Förster schmunzelnd seiner weisen Anleitung zu gute. Und das mit Recht.

An den Hühner- und Hasen-Jagden nahm auch der sonst vielbeschäftigte Vater meines Freundes theil. Im Uebrigen kümmerte er sich aber wenig um unser Thun und Treiben. Freundlich ließ er uns in Allem freien Lauf.

Sein reichhaltiger Gewehrschrank stand uns vollständig zur Verfügung. An manchem Tag, da wir uns zu müde zu neuen Jagdstrapazen oder zum Bergsteigen fühlten, veranstalteten wir in dem langgestreckten Obstgarten ein kleines Scheibenschießen. Natürlich Freihandschießen. Wir schossen für unser Leben gern. Uebung macht ja den Meister. Sie allein freilich macht nicht zum tüchtigen Schützen. Dazu gehört vor Allem ruhige Hand und scharfes Auge. Und ein guter Schütze giebt auch noch lange nicht einen guten Jäger.

Dabei probirten wir die Gewehre aller Systeme durch, vom alten, derben Kugelstutzen an bis zur feinsten hahnlosen Selbstspanner-Doppelflinte. Selbst Revolver und Pistolen aller Art mußten sich über ihre Leistungsfähigkeit vor uns ausweisen.

Eines Tages erfaßte auch der Vater meines Freundes Interesse an unseren Schießübungen, und er that selbst einige Schüsse mit nach der kleinen Scheibe, die an einem Pfahl befestigt war. In Kurzem war auch er wie wir ganz Feuer und Flamme, je mehr Kugeln in die Nähe des Centrums einschlugen und je weiter die Abstände gewählt wurden.

Unsere Gesichter glühten vor Aufregung und der frischen Herbstluft. Welcher Mann bliebe wohl auch kühl und theilnahmslos an so fröhlichem Schützenstande!

„Ich muß doch einmal das alte Reiterpistol versuchen, das in meinem Museumsschrank sein Leben verträumt", meinte der alte Herr, als er die verschiedenen Waffen musterte, die wir auf dem Schießtische liegen hatten. „Geladen ist es noch. Es ist Zeit, daß der alte Schuß herauskommt, ehe das Ding verrostet!"

Seinen Museumsschrank nannte er einen alterthümlichen, schön geschnitzten Eichenschrank von mächtigem Umfange. Der stand in dem hallenartigen, mit zahllosen Geweihen verzierten Hausflur und barg eine reiche Sammlung von allerhand Seltenheiten.

„Es ist ein französisches Reiterpistol von „Anno Zwölf", erklärte mir mein Freund, als sein Vater bald darauf mit der alten Waffe zurückkam.

Es war wohl lange nicht in den Sonnenschein gekommen. Dicker Staub hatte sich überall angesetzt, und am Hahn und beim Feuerstein zeigte sich wirklich schon etwas Rost. Schnell war es gesäubert, und nun es im Lichte glänzte, konnten wir es genauer betrachten.

„Hier ist an verschiedenen Stellen die kleine Krone mit dem „T" eingeprägt, zum Zeichen, daß es in der Waffenfabrik zu Toulon hergestellt ist," und der alte Herr zeigte uns die winzigen Fabrikmarken auf dem starken Messingbeschlage. „Und hier" — er wies auf den armdicken Eichenschaft — „ist der Stempel mit dem „E. F., Empire France," Kaiserreich Frankreich, und der Jahreszahl 1812 deutlich eingebrannt."

„Wie ist das Pistol in Ihrem Besitz gekommen?" fragte ich, indem ich die gewichtige Waffe von so massigem Gefüge, wie man heutzutage keine Handfeuerwaffe mehr baut, aufmerksam besah und schon auf ein abenteuerliches Geschichtchen gespannt war.

„Ich habe es von meinem Vater. Und der erzählte mir, daß es ihm in den Kriegsjahren damals von herumziehenden Gesindel verkauft worden ist. Wenn das alte Ding reden könnte! Es hat gewiß viel erlebt. Hier unter dem Flinnstein ist ein Name eingeritzt: Monsieur de Che...., aber es ist sehr durch den Gebrauch verwischt. Man kann es nicht mehr entziffern. Nun will ich's aber 'mal losfeuern. Es knallt wie eine kleine Kanone."

Der Schuß aus der weiten Höhlung des kurzen, stämmigen Rohres löste einen tüchtigen Donner in der ruhigen Herbstluft. Es klang wie ein dumpfer Aufschrei aus tief und lange verschlossener Brust, bebend von einem Baumstamm zum andern irrend. Fast traurig grollte es dann noch ein Weilchen nach an den Gebäuden hinter uns und im öden Park. Wir versuchten Jeder die alte Waffe, und sie that getreu ihre Schuldigkeit.

„Es verträgt schon eine kernige Ladung," bemerkte der alte Herr, indem er es prüfend untersuchte. „Ich will doch einmal seine Kraft auf die Probe stellen."

Kaum aber hatte er es auf das Aeußerste geladen, so rief ihn sein Inspektor hinweg, da der Thierarzt wegen eines verwundeten Pferdes soeben eingetroffen war. Wir ließen uns in unserem Scheibenschießen jedoch nicht eher stören, als bis die Sonne hinter den Tannenwipfeln mit röthlichem Glanze zur Rüste ging.

In der folgenden Nacht wachte ich nach kurzem Schlafe auf. Gewöhnlich pflegte ich sofort beim Niederlegen in festen Schlaf zu verfallen. Diesmal mochte ich aber wohl noch gar nicht lange geschlafen haben, trotzdem es hier Sitte war, daß um zehn Uhr Alles auf dem Gute zur Ruhe ging.

Der Morgen schien noch sehr fern zu sein. Es war eine pechfinstere Herbstnacht. Jetzt hörte ich durch das Heulen des Windes hindurch den halbverwehten Schlag der Thurmuhr draußen vom Hofe. Zwölfmal. Es war Mitternacht.

Der Sturm ließ sonderbare Töne in der Ferne erwachen. Sein Klagen klang verhalten, gepreßt und stöhnend an die schwarzen Fenster. Als ob Hunderte trauriger Stimmen erschütternd ihr Herzeleid erzählen, voll tiefsten Wehes, durch Mark und Bein schneidend, tönte es draußen durch die Aeste.

Schluchzende Wesen schienen um das Haus zu schweben. Sie rüttelten an den Fenstern, um Einlaß bittend in ergreifenden Tönen. Dann entfernten sie sich langsam und kummervoll, um gleich wieder zurückzukehren und sich auf dem Dache niederzulassen, daß es zitterte. Und nun riefen sie mit unsagbar wehmüthigen Lauten in die dunkle Nacht hinaus. Und aus weiter Ferne, vom Walde her, schienen andere, leiderfüllte Wesen zu antworten, von gleichem Schmerz bewegt, gleich trostlos, verlassen, gramvoll, entsetzt. Die ganze Luft bebte davon.

Einzelne klagende Wesen hatten sich in den großen Saal geschlichen, der an meine Schlafstube stieß. Mit hohler Stimme irrten sie an den hohen Wänden umher, als suchten sie einen Ausgang. Und dann kamen sie wie tastend an meine Thür und legten sich flehend und wimmernd davor, als bäten sie, ihnen zu öffnen. Sie wollten herein zu mir. Sie suchten Erbarmen.

So war mir zumuthe, als ich auf die seltsamen Töne lauschte, die draußen, rings um mich, in der Herbstnacht lebendig geworden waren. Eine eigenthümliche Traurigkeit ergriff meine Seele. Und in dem ernsten Sinnen besann ich mich mit einem Male, daß ich vor dem Erwachen einen ganz merkwürdigen Traum gehabt hatte. Wie war es nur gewesen? Ganz deutlich stand er plötzlich wieder vor meinem inneren Auge.

Ich befand mich auf einem Schlachtfelde mitten in einsamer Nacht. Ueberall war geisterhafte Stille. Schwarze, formlose Haufen bedeckten hier und da den Erdboden. Leichen waren es, todte Rosse, todte Männergestalten. Wie ein Heer von Gespenstern zogen die nächtlichen Wolken darüber hin. Selten nur brach ein schwacher Mond- und Sternenschein an dünnen Stellen durch. Dann flog fahles Dämmerlicht graufig über die reglos hingestreckten Gestalten. Dann flimmerte es hier und da seltsam metallisch auf zerbrochene Waffen und umhergeschleuderten Helmen. Dann sah man weiße Todtengesichter starr zum Himmel emporblicken.

Als der Mond wieder einmal einen grauen Wolkenschleier zerriß und bläulichen Schimmer über das gräßlich stumme Schlachtfeld fließen ließ, sah ich in der Ferne, am finsteren Waldrande, eine Gestalt sich inmitten der Todten bewegen.

Ich wollte hin. Aber wie schrecklich langsam ging das! Meine Füße waren wie von Blei. Sie schienen wie von Gewalten festgehalten zu sein.

Die fremde Gestalt lauerte bei jeder Leiche eine zeitlang nieder. Ich verstand sofort ihr lichtscheues, teuflisches Treiben. Sie beraubte die Todten. Es war eine Schlachtfeldhyäne. Ich wollte schreien. Es erdrückte mir bald die Brust. Aber kein Laut drang aus meinem geöffneten Munde.

Und immer näher zu mir her huschte das entmenschte Wesen. Es schien mich nicht zu sehen. Und ich mußte seinem fanatischen Thun wie gelähmt zuschauen, trotzdem jeder Blutstropfen in mir aufschrie. Jetzt beugte sich der Leichenräuber zu einem todten Reiter nieder, der, den Kopf tief vornübergebeugt, mit dem Rücken an dem erschossenen Pferde lehnte.

Das gespenstisch vorübergleitende Mondlicht beschien männliche, energische Züge, über die ein edler Frieden gebreitet war. Gierig bückte sich der Dieb zu der großen, schlaff niederhängenden Hand des Gefallenen, die noch im Tode ein Pistol umspannt hielt. Er machte sich eine Weile daran zu schaffen. Gewiß hatte er einen Fingerring an ihr entdeckt. Es machte ihm Mühe, ihn vom Finger zu lösen.

Ich konnte dabei die thierischen Züge des Elenden erblicken. Und das mit solcher Deutlichkeit, daß ich sein Bild sofort klar zu zeichnen vermöchte. Es war ein weites, schwammiges Gesicht mit rothgeformten Linien, spitz vorstehendem Kinn, das graue Bartstoppeln überzogen, und einem breitgezogenen, boshaft grinsenden Mund, der in dicke, faltige Wangen verschwamm. Mit wahren Verbrecheraugen blickte der Kerl immerfort lauernd um sich. Es war so ein niederer Ausdruck in seinem ganzen Gesicht ausgeprägt, daß man sich bei seinem ersten Anblick unwillkürlich sagte: der scheut vor keiner Schlechtigkeit zurück.

Und als ich das noch dachte, da, es war entsetzlich — — regte sich der Todte. Er bewegte matt den Kopf. Er öffnete die Augen, müde, große, dunkle Augen. Mit schmerzvollem Blick starrte er den gräßlichen Menschen an, dessen Raubgier ihn vom Scheintod erweckt hatte.

Er murmelte ein paar unverständliche, abgebrochene, französische Worte und hob einen Arm und versuchte sich aufzurichten. Aber nur einen Moment hatte ihn die menschliche Bestie, die vor ihm kauerte, angeglotzt.

Jetzt griff sie mit höhnischem Lachen behend nach dem Pistol, daß sie vorhin aus seiner Hand herausgebrochen hatte, packte es am Rohr und versetzt dem vom Tod Erwachten mit dem schweren, messingbeschlagenen Kolben einige wuchtige Hiebe auf den bleichen Kopf.

Ein dumpfer, erstickter Schrei erscholl. Ich rang und rang mit mir und — erwachte und hörte das traurige Heulen des Herbststurmes draußen. Und erst jetzt war mir der fürchterliche Traum wieder zum Bewußtsein gekommen.

„Das alte Reiterpistol von gestern ist an dem Traume schuld," sagte ich zu mir. Stets suche ich mir bei jedem Traum den natürlichen äußeren Zusammenhang heraus. „Das Pistol, das ich im Traum erblickte, sah genau so aus."

Aber ich hatte weder vor dem Einschlafen, noch überhaupt nach unserem Scheibenschießen mehr an jenes Pistol gedacht.

„Es war doch ein recht eigener Traum," mußte ich mir gestehen. „Hätte ich von Scheibenschießen oder Jagd geträumt, das wäre begreiflich. Es ist merkwürdig, wie nebensächliche Dinge, mit denen die Seele tagsüber in oberflächliche Berührung kam, dann in der Nacht im Traumleben der Seele bedeutende Vorgänge sich abspielen lassen können —"

Da dröhnte ein donnernder Schuß unten im Hause durch den Frieden der Nacht. Mit einem Ruck fuhr ich auf und stürzte hinunter. Ueberall war plötzlich Leben aufgeschreckt worden. Die Hunde bellten wüthend auf dem Hofe. Verschiedene Stimmen riefen und schrieen durcheinander auf den Treppen und Gängen.

Als ich die Treppe hastig hinabtastete, trat unten mein Freund mit einem Licht in der Hand auf den Flur. Hier stand sein Vater, und vor ihm, gegen die Hausthür zu, lag ein fremder Mann in seinem Blute.

„Dort sind sie hereingestiegen, die Einbrecher," sagte der alte Herr zu uns in höchster Erregung und wies auf ein gewaltsam geöffnetes Fenster in der dunklen Hinterwand.

„Ich hörte ein verdächtiges Geräusch, glaubte aber, es sei im Hofe, und schlich vorsichtig hierher. Die Kerle waren aber hier. Der Eine entsprang durch das Fenster, der Andere konnte nicht an mir vorbei und wollte nach der Hausthür. Auf mein Haltrufen hörte natürlich Keiner. Ich war ohne Waffe, weil ich mich erst hatte überzeugen wollen, was los ist. Im rechten Augenblick besann ich mich aber, daß ich gestern das alte Reiterpistol einstweilen nur schnell auf den Schrank hinaufgelegt hatte, um es später einzuschließen. Mit einem Griff hatte ich's. Und es war höchste Zeit. Denn die Thür war gut verschlossen, und jener Kerl sprang nun gegen mich los. Ich schoß. Er brach vor mir im Feuer lautlos zusammen. Aber das Pistol ist dabei zersprungen. Ich konnte mir nicht anders helfen. Es war äußerste Nothwehr."

Er hielt noch ein geborstenes Stück vom Kolben des alten Pistols in der Hand. Wir beugten uns über den Erschossenen nieder. Dessen eine Hand umklammerte ein gewichtiges Brecheisen. Die andere war krampfhaft auf der Brust geballt, aus der noch immer Blut quoll.

Mein Freund leuchtete ihm scharf vor das schrecklich verzerrte Gesicht. Unwillkürlich fuhr ich zusammen, sobald ich es betrachtete. Es war genau dasselbe Gesicht, wie es mir in meinem Traum erschienen war, das häßlich rohe Gesicht jener Schlachtfeldhyäne.

Hier war kein Zweifel: vor mir lag der Sohn jenes Leichenräubers und Mörders. Das alte Reiterpistol hatte zum letzten Mal seinen Dienst gethan, indem es seinen ermordeten Herrn rächte.

Unverbesserlich.

Sie war ein ganz allerliebstes junges Frauchen, nur den Fehler hatte sie, daß sie eigensinnig und eifersüchtig war. Hierdurch kam es zu manchem kleinen Zwist, der bei ihr regelmäßig ein fingirtes Kranksein zur Folge hatte. Er hieß Heinrich und war ein seelensguter Kerl, der Alles eher ertragen konnte, als Schmollen und Eigensinn. Sie hatte heute wieder geschmollt — aus Eigensinn.

„Und ich reise doch in's Bad!" hatte sie heftig erklärt.

„Du reist nicht!" kam es energisch zurück.

„Doch!"

„Nein!"

„Nun gerade!"

Er war darob ohne den üblichen Abschiedskuß in's Büreau gegangen und jetzt war es bereits halb zehn Uhr Abends geworden, und er war noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

Das war stark. Wo bleibt er nur? Er will Dich ärgern, Dir zeigen, daß Du nichts zu sagen hast. So denkt sie, und als es später sogar zehn Uhr geworden war, da wurde sie noch unruhiger. Sollte ihm vielleicht etwas passirt sein? Dieser Gedanke ließ ihr keine Ruhe. Oder — sollte er gar untreu geworden sein? Pfui, wie kannst Du so schlecht von ihm denken! Und doch glaubte sie, in den letzten Tagen eine nie gewohnte Kälte entdeckt zu haben. Sollte er vielleicht doch untreu sein? Die Verführung ist zu groß. — Schließlich fängt sie zu weinen an. Heinrich kam nicht. Sie zitterte vor Aufregung. Sie schalt sich jetzt, daß sie geschmollt habe, dann aber brach wieder ihr unverbesserlicher Eigensinn hervor. Sie will ihn strafen, wenn er wieder kommt. — Ihr Heinrich hatte sich indessen ordentlich festgekneipt und dachte erst nach Mitternacht daran, seine häuslichen Penaten aufzusuchen. Am Biertische hatte er einen Plan ersonnen, der den Eigensinn seiner besseren Hälfte mit einem Schlage kuriren sollte.

Er fand sie noch wach. Ohne von ihr Notiz zu nehmen, begab er sich zur Ruhe. Sie schläft nicht vor Aufregung, sie kann nicht einschlafen.

„Hedwig, bist Du mir gut?" spricht jetzt ihr Heinrich im Traume. „Hedwig, sei mir gut, bitte, bitte, einen Kuß!"

Sie horcht auf und fiebert vor Aufregung. Also ist er ihr doch untreu geworden, dieser Elende? Pfui, wie gemein! Sie wirft sich in die Kissen und weint. Und Heinrich? Er hatte sie beobachtet, er hatte gar nicht geträumt, sondern sich schlafend und träumend gestellt. Sie schwieg am anderen Morgen wider Erwarten Heinrich's. Sie wollte weitere, stärkere Beweise seiner vermeintlichen Untreue haben. Sie war selbstverständlich wieder krank. Ihn rührte es nicht, er fragte sie nicht nach ihrem Befinden. Und nun stand es bei ihr fest, daß er sie nicht mehr liebe. Erst am Mittag fragte er, wie es ihr ginge.

„Schlecht," antwortete sie.

„Ich glaube doch, Du mußt auf einige Wochen in's Bad reisen; ich habe schon mit unserem Hausarzt gesprochen."

Sie trrute ihren Ohren nicht. Er wünschte es nun selbst, daß sie reisen solle, er, der so energisch dagegen gesprochen hatte? Was sollte das bedeuten? Es mußte offenbar mit ihm etwas vorgefallen sein: er will sich ihrer auf längere Zeit entledigen, um ungestörter seinem Vergnügen und seiner Liebelei nachgehen zu können. So dachte sie; am Abend war sie wieder gesund.

„Nun, wann wirst Du reisen?" fragte sie Heinrich.

„Ich weiß noch nicht," kam es zurück.

„Ich dächte doch, bald," sagte er anscheinend gleichgültig.

„Wird es Dir denn auch allein gefallen?" fragte sie gespannt.

„Warum nicht?" entgegnete er kühl.

„Sage einmal, Heinrich, liebst Du mich denn noch?" fragte sie weiter.

„Sonderbare Frage!"

„Ich bitte Dich, sag's mir."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Du thust so kühl, als ob Dich meine Abreise freut."

„Gewiß freue ich mich darüber. Es macht Dir ja Vergnügen, in's Bad zu reisen. Soll ich Dich denn darin stören?"

„Wenn ich nun aber doch hier bleibe."

„Du bist doch krank."

„Aber es ist mir doch wieder besser."

„So schnell?"

„Ach, Heinrich, sage mir, bist Du mir treu?"

„Aber warum diese Frage? Ich verstehe Dich nicht."

„Heinrich, laß mich hier bleiben!"

„Nein, Du reisest," antwortete er kategorisch.

„Und ich will nicht!"

„Du mußt!"

„Hahaha! Nun gerade nicht!"

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!"

Er ging. Sein Plan war geglückt. Er wußte, daß die Eifersucht seiner Frau noch größer ist, als ihr Eigensinn. Er wollte sie aber auch ob ihrer Eifersucht strafen. Er schrieb einen Brief mit folgenden wenigen Worten: „Eifersucht vertreibt den Eigensinn." Diesen Brief steckte er in ein rosafarbenes Couvert und schrieb mit verstellter Hand seine eigene Adresse darauf. Er wußte, daß sein Frauchen, das er trotz ihres Eigensinns liebte, den Brief bestimmt öffnen und dann beschämt sein würde.

Und so kam es.

„Heinrich, ja verzeihe mir, ich war eifersüchtig," sagte sie zu ihm, als er Abends nach Hause kam, „aber Du warst so kalt, ja, Du sprachst im Traume von einer Hedwig, und da dachte ich — —"

„Sei ruhig, Kind, ich sprach absichtlich von dieser unbekannten Hedwig; ich schlief ja gar nicht. Ich wollte Dich eifersüchtig machen, um Deinen Eigensinn zu kuriren."

„Nun," sagte sie darauf triumphirend, „da ich jetzt weiß, daß Du mir treu bist, so werde ich doch reisen." Sie war eben unverbesserlich.

Der Fritschi-Umzug in Luzern.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte zu Luzern an der Halden der lustige Fridli oder Fritschi. In seiner Jugendzeit machte er die Burgunderkriege mit, später war er als Mitglied der Safranzunft ein fideler Gesellschafter. Die lustigsten Schwänke wußte er anzuzetteln, und wo es hoch herging, that er mit. So wurde die Zunft schließlich nach ihrer Seele Fritschi-Zunft benannt. Seine letztwillige Verfügung bestimmte, daß alljährlich am schmutzigen oder fetten Donnerstag (letzter Donnerstag in der Fastnacht) die Zunft einen Umzug durch die Stadt halten solle, die Musik voran und ein Mann von seiner Art und Gestalt hinterdrein, der an Bruder Fritschi's Statt aus einem großen Pokal, so ein Erbstück Fritschi's sei, männiglich zu trinken geben solle, der einen guten Trunk begehre. Der Zug, aus lauter geharnischten und bewaffneten Männern bestehend, solle an die Halden, wo Fritschi gelebt, hinausziehen zum Gedächtniß und von da zurück in die Zunftstube zu Spiel und Tanz.

Und so wurde es gehalten bis auf den heutigen Tag. Beim Hof (heutige Hofkirche) sammelte sich der Zug. Kriegerisch geschmückte Knaben voraus, ihnen folgte die bewaffnete Jungmannschaft, geführt vom Hauptmann mit dem Zunftbanner. Hoch zu Roß schlossen sich die Zünftigen an, alle in glänzender Rüstung. Dann kamen Pagen mit einem Weinfäßchen und dem Zunftpokal, „Fritschi-Kopf" genannt, der aus Buchsholz kunstvoll gedrechselt und mit Silber beschlagen war. Aus diesem Pokal erhielten alle Zuschauer ohne Unterschied des Standes einen kräftigen Trunk, so sie solchen begehrten. Den Schluß bildete und bildet noch heute Bruder Fritschi mit seiner edlen Gemahlin, beide zu Pferd und in den Farben Luzerns (weiß und blau) gekleidet, umschwärmt von lustigen Spielleuten und jubelnden Volksschaaren.

Dieser verkörperte Prinz Carneval erlangte bald einen eidgenössischen Ruf. Der Luzerner Chronist Schilling erzählt, wie ein Mal Bruder Fritschi nach seinem Triumphzuge von Landleuten der Urkantone heimlich entführt worden sei, damit ihn die Luzerner bei ihnen wieder festlich auslösen müßten. Das geschah denn auch; in fröhlichen Festlichkeiten wurde der Geraubte den „Räubern" wieder entrissen. Ein Gleiches thaten die Basler 1580, welche die Miteidgenossen aus den Ländern „gern zuo einen gan Basel uff eine dasnacht gehegt hätten", um ihnen ihre freundeidgenössische Gesinnung recht glänzend zu zeigen. Daher ließen auch sie den Bruder Fritschi in Form eines mit Fritschi-Maske vermummten Strohmannes „heimlich by nacht und näbel" nach Basel entführen und luden hernach die Luzerner mit den Urkantonen ein, den geraubten Zunftbruder wieder abzuholen. Es gab einen regen Notenwechsel zwischen den Räthen von Basel und Luzern. Gegen 150 Gäste mit 18 Rathsherrn aus Luzern und den innern Ländern zogen dann wirklich gen Basel. Aus einem schönen Hause begrüßte der geraubte Bruder Fritschi seine Landsleute. Dann übergab der Basler Bürgermeister den Gästen ihren Landsmann und Genossen. Mehrer Tage lang wechselten, bei freier Gastfreundschaft, festliche Mahlzeiten mit Bällen und Spielen. Zum Abschied erhielt der befreite Fritschi einen Rock und ein Paar Hosen aus „lündisch" Tuch mit.

In der Zeit der französischen Revolution kam durch die Stürme, die auch über die Innerschweiz hinfegten, der Fritschizug in Vergessenheit, bis er in den dreißiger Jahren wieder aufgenommen wurde. Jetzt hat er sein kriegerisches Gepräge und Gepränge verloren und ist mehr ein Maskenzug geworden, der aber immer noch große Anziehungskraft auf Stadt und Land ausübt. Dieses Jahr sollte er besonders großartig gehalten werden als Einweihung des neuen Bahnhofes, der acht Millionen gekostet und schon seit dem letzten November eröffnet ist. Neben der Nordpolfahrt Nansen's sollten Kulturbilder aus Lappland und Skandinavien entrollt werden, auf der andern Seite Italien und Menelik und die Boeren in Süd-Afrika u. s. w. In der Mitte der Kulturbilder steht Luzern, das internationale Stelldichein, in dessen neuem völkerverbindendem Bahnhof Nord und Süd sich treffen. Sämmtliche Vereine der Stadt hatten ihre Mitwirkung zugesagt, im Ganzen 36 Vereine, 1200 Mann zu Fuß, 200 Reiter, 30 Wagen und 8 Musikcorps.

Alter Zopf.

Womit man sich früher in Vereinen beschäftigte, ergibt sich u. a. aus den Protokollen der Arensberger „Bürgermuße", die unlängst das 85. Stiftungsfest feierte.

Am 18. Oktober 1813 heißt es: Klagte Herr Nitzmann gegen Herrn Walcker, daß er während einer Ballotirung seine Nachtmütze aufgehabt habe, Letzterer aber erklärte, daß er wegen seiner Kränklichkeit nicht ohne Mütze erscheinen könne, weshalb von dem Vorsteher-Kollegio beschlossen wurde, zu ballotiren, nämlich ob Herr Walcker mit einer Schlafmütze erscheinen könne oder nicht. Sechszehn Wählende und 15 Nichtwählende entschieden die Wahl.

Am 5. Oktober 1821 heißt es: Auch wurde bei der Gesellschaft angefragt, ob fernerhin die Zeitungen sollen gehalten werden, so wurde geantwortet: da sie jetzt nichts enthalten, können sie für dieses Jahr ausbleiben!!

Verschnappt.

Herr (ärgerlich): „Sie müssen doch wissen, wo der Kellerschlüssel ist, Jean!"

Diener: „Es ist heute noch kein Tropfen über meine Lippen gekommen, gnädiger Herr!"